

Sie Vertreter der Ostwelt und Vorkämpfer für die

(Kattowitzer Zeitung) beispielsweise durch Schaf-
fungen, Verleihung hoher Ehrenzeichen in ihren Heim-
mit Stellen und Persönlichkeiten in ihrem Heimat-

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 2 — Samstag, den 16. Januar — 1932

In diesem Augenblick schaute der Inder auf, sah eine junge Frau an der Tür stehen, brach ab und schwieg. Maud nahm am Tisch dem Inder gegenüber, Platz und betrachtete unwillkürlich ihr Handinneres.

„Tun Sie mir nur den Gefallen, meine Damen", wehrte der Inder, „und schauen Sie nicht in Ihre Hände. Ich halte hier keine Sprechstunde."

„Sie sprachen vorhin von Händen ohne viele Linien", sagte Frau Maud. „Ich habe eine leere Hand. Und mein Leben steht meiner Hand; auch ohne Chiromantie studiert zu haben, weiß ich das." Sie hielt ihm lächelnd ihre zarte, glatte Hand hin, in der allerdings wenig Linien zu sehen waren.

Der Inder ergriff die Hand, betrachtete ihre Innenfläche; sein blasses, gelblich getöntes Gesicht wurde ernst. Während die anderen lebhaft das eben angeregte Thema aufnahmen, sagte er halblaut. „Kommen Sie einen Augenblick in diese Fensternische!"

Maud stand auf und folgte dem langen Inder in die Nische. „Sie wechseln die Stadt . . . Sie ziehen um", sagte er.

„Ja, meinem Mann ist aus einer Erbmasse ein Haus in einem Landstädtchen angeboten worden. Der Arzt hatte ihm, da er herzleidend war, Landluft angeraten."

„Können Sie diesen Umzug nicht noch rückgängig machen?" fragte der Inder sehr eindringlich und ernst.

Maud schaute ihn betroffen an. „Weshalb denn?"

Der Inder zögerte. Dann sagte er ihr leise, indem er sich zu ihr herabneigte, ein paar Worte. Sie fuhr zusammen und richtete sich auf . . . und verließ die Nische. Beide setzten sich wieder an den Teetisch, aber Maud blieb zerstreut und verließ die Gesellschaft bald.

„Der Vertrag ist fertig, das Haus gekauft", empfing sie ihr Mann, als sie heimkam. Er schwärmte von der Schönheit der Umgebung des Städtchens, aber seine Frau hörte wie zerstreut zu, ohne die Speisen anzurühren, und sah in die Ferne, wie abwesend. Es lag ihr auf der Zunge, zu sprechen, aber sie wagte es nicht . . . Ich sollte doch sprechen, dachte sie. Aber ihr Mann hätte sie ausgelacht, er konnte Inder nicht leiden. Und vielleicht hatte sich der Asiate doch geirrt?

Am nächsten Morgen besichtigten sie ihr neues Haus. Der Notar, der im Nachbarhaus wohnte, führte sie und zeigte ihnen den schönen Obstgarten, der voll herrlicher Blumen war, und sie unterzeichneten den Vertrag. Eine Woche später standen die Möbelwagen vor der Tür. Maud war das Herz schwer, als die Möbel fortgetragen wurden. Sie fragte die Freundin nach dem Inder. Aber der hatte London verlassen und war nach Paris gereist, ohne seine Adresse anzugeben.

Ihr Mann ging sofort mit Eifer an seinen Garten, stutzte die Bäume, schnitt seinen Rasen, pflanzte Blumen, und Maud freute sich an dem kleinen Haus, das hell, modern und sehr bequem eingerichtet war. Hier draußen gab es nur Gärten, Weiden und Wald. Das einzige, was störte, war die Dogge des Notars, die an der Kette lag und jeden Vorübergehenden mit einer fürchterlichen Stimme anbellte. Hardfort beklagte sich, aber der Notar behauptete, er brauche einen Wachhund. Die Häuser lagen einsam, es war hier schon einmal eingebrochen worden.

Der Hund heulte sogar des Nachts. „Ich möchte das Tier umbringen", äußerte sich Hardfort einmal am Gartenzaun. Die alte Wirtschafterin hörte es und sah böse herüber.

Eines Tages wurde der Hund vergiftet im Garten gefunden. Er hatte ein Stück Wurst gefressen, das mit Strychnin bestrichen war. Der Notar tobte, aber Hardfort triumphierte, er äußerte diese Freude überall. „Dem Himmel sei Dank, nun bellt der Störenfried wenigstens nicht mehr."

Am Sonntag abend, als der Notar nach London gefahren und seine Haushälterin in der Stadt war, wurde in seiner Villa eingebrochen. Die Diebe drangen durch die Verandatür ins Haus und nahmen Teppiche, Bilder und Silber mit. Ein dicker Nebel umlagerte das Haus, und so konnten die Täter spurlos verschwinden . . . Zwischen den beiden Nachbarn herrschte ein gespanntes Verhältnis. Der Notar wußte, daß Hardfort den Hund haßte und war fest davon überzeugt, daß der Tod des Hundes auf seine Rechnung kam. Und dieser Diebstahl stand sicher in einer Beziehung zu dem Hundetod. In der Stadt bildeten sich die sonderbarsten Gerüchte um das Ehepaar aus London.

Maud war sehr unglücklich. Die unvorsichtigen Bemerkungen ihres Mannes hatten einen Verdacht gesät, und diese Saat ging jetzt auf. Der Einbrecher hatte den Hund beseitigt, um ungestört sein Werk ausführen zu können. Woher wußten die fremden Diebe, daß gerade das Schloß der Veranda nicht in Ordnung und daß zum Montag der Schlosser bestellt war? Und der Herr am Sonntag in London war? Die Stadt zerbrach sich den Kopf über diesen Fall. Der Notar und Hardfort grüßten sich nicht mehr, und Hardfort verbot Maud, von der Sache zu sprechen. Aber damit war sie nicht aus der Welt geschafft.

An einem Sonntag Nachmittag sah Hardfort den Notar mit einem Handkoffer fortgehen. Kurz darauf verließ die Haushälterin ebenfalls das Haus und schloß die Gartentür mit einem Hängeschloß ab. Es war ein stiller, nebliger Spätherbsttag, die kleinen Villen lagen still, wie im Wasser ertrunken in den verlassenen, winterlich kahlen Gärten. Hardfort, der den ganzen Nachmittag im Garten gearbeitet hatte und dabei immer das Nachbarhaus im Auge behielt, sagte abends zu seiner Frau: „Ich habe deutlich ein Gespräch da drüben im Keller gehört, ich werde einmal aufpassen."

„Misch Dich nicht in diese Dinge!" warnte sie.

Aber Hardfort blieb dabei. „Ich habe Licht hinter den Läden gesehen, ich bleibe auf." Und er lud seine Pistole.

Maud war zu Bett gegangen, sie hörte ihren Mann noch unten unruhig im Haus umhergehen, aber schließlich schlief sie ein. Ein Schuß weckte sie, dem ein zweiter folgte. Sie hörte einen Schrei, dann nichts mehr. Das Bett ihres Mannes war leer. Sie machte Licht, gleichzeitig klang ein heftiges Pochen an der Haustür. Die Stimme der Haushälterin war es. „Ein Unglück, Madam — —"

Maud warf die Kleider über und folgte der entsetzten Alten, die jammernd berichtete. Der Notar war gegen Abend heimgekommen und hatte Geräusche in seinem Grundstück gehört. Er trat mit der geladenen Pistole ans Fenster. Er sah, wie sich ein Mann über die Gartenmauer schwang, rief ihn an, aber der Mann, den er im Dunkeln nicht erkannte, sprang ab und näherte sich seinem Haus. Er gab einen Schuß ab, hörte einen Schrei, und der Unbekannte stürzte zusammen.

Maud war wie versteinert. „Mein Mann ist tot. Ich habe es gewußt", stammelte sie nur immer. — —

Der Gerichtssaal war dichtgedrängt voll Zuhörern, es handelte sich um Mord oder Totschlag. Die Nachbarn hatten sich gehaßt. Vergiftete Hardfort den Hund? War dies die Rache des Anwalts? Seine Sache stand schlimm. Ein Damoklesschwert hing über seinem Haupte.

Der geschickteste Verteidiger aus London sprach, aber Maud hatte den besten Anwalt der Stadt als Gegenanwalt. Der Staatsanwalt war für Verurteilung wegen fahrlässiger Tötung. Nun kam alles auf die Meinung der Schöffen an. Der Fall war rätselhaft . . . Wer tötete den Hund? Und wer war der Silberdieb? Und hingen diese Taten zusammen?

Die junge Witwe saß totenbleich mit einem wie versteinerten Gesicht da. Als sie aufgerufen wurde, ging es durch ihren Körper wie ein Ruck. Sie stand auf und sagte leise und tonlos, mit einer Stimme, die aus weiter Ferne zu kommen schien, aber fest und sicher: „Mein Mann war kein Dieb, noch hat er den Hund umgebracht. Wer den Einbruch beging, tötete auch den Hund, aber mein Mann war es nicht. Der Verdacht hat ihn schwer belastet. Seitdem paßte er scharf auf alle Vorgänge in der Nachbarschaft auf. Er wußte, daß an jenem Sonntag das Haus leer war, er glaubte, Geräusche darin gehört zu haben, und wollte nachsehen, wer sich zur Nacht dort einschlich. In der Dunkelheit haben sich die beiden nicht erkannt. Sein Tod ist kein Racheakt, sondern ein unglücklicher Zufall, aber er war ihm so bestimmt. . ." Und vor den staunenden Richtern und sprachlosen Schöffen gab sie die Worte des Inders preis, den sie eine Woche, ehe sie in diese Stadt zog, auf einem Tee bei einer Freundin in London getroffen hatte. Er hatte sie gewarnt und ihr gesagt, ihr Mann würde in dieser Stadt, noch in demselben Jahr, umkommen, von fremder Hand. Und dieses Schicksal hatte sich erfüllt.

Die Richter saßen schweigend, die alten Schöffen hielten sich die Hände an die Ohren. Sie glaubten nicht recht gehört zu haben. Die eigene Frau nahm dem Mörder ihres Mannes die Schuld ab und schob sie dem Schicksal zu?

Der Anwalt wurde freigesprochen. Als Frau Maud an ihm vorüberging, erhob er sich und küßte stumm ihre Hände. Sie hatte ihn gerettet.

Die Leuchtturmwächterin

Skizze von Max Geißler.

Edwardsklipp ist die neunzigste der Alandsinseln, die wie eine Schar Seevögel vor dem Bottnischen Meerbusen schwimmen. Es sind zwei Fischerhütten dort in die Felsen gebaut, wie Nester von Sturmschwalben. In der einen haust Sanna Viklo.

Auf Edwardsklipp langt eines Tages ein Segelschiff an mit einem Manne, dem es von Haus aus erspart ist, um die Härte des Daseins zu ringen. Er hat einen trotzigen Mund mit schmalen Lippen, eine hochgewölbte Stirn, und eine Haarlocke darüber wie ein Fähnlein Rauch. Mit seinen Studien ist er schon seit Jahren fertig. Auf einmal hat er den Einfall bekommen, noch zum Doktor zu promovieren. Im Kopfe trägt er den Plan zu einer Arbeit über theosophische Spekulationen im Orient und im Herzen die heiße Liebe zu einer Frau.

Deshalb ist er auf der Flucht vor der Welt. Mit dem Segelschiff kommt er von Finnland her.

Der Leuchtturm ist draußen vor der Klippe. Sanna Viklo gießt Oel in sein Uhrwerk und dreht in jeder Dämmerung das Licht an, damit die Schiffer den Tod sehen, der vorn auf der Klippe lauert. In Sturmnächten schlägt die See nach diesem Funkelfeuer und speit Salzflut darüber. Mannskleider, Oelzeug trägt Sanna Viklo; weil See und Wind ihr die Kittel ja doch herunterreißen würden.

„Es ist eine schauerliche Größe in diesem Ringen des Lebens", sagt der Fremde, der bei ihr wohnt. „Die Hütte ist von Holz?"

„Solange Sommer ist, oja!" sagt Sanna Viklo. Und gleich in den ersten Tagen merkt der Mann, wie das gemeint ist. Da setzen Stürme die Hütte in Eis, und die Holzwände werden drei Meter dick — in den Nächten einer einzigen Woche! Da muß der Philosoph mit der Spitzhacke einen Ausgang hauen, sonst mauert der Eiswind ihn und Sanna Viklo lebendig ein. Und wenn er sich aus dem Hause drängt, drückt ihn der Wind gegen die Eiswand und legt in ein paar Minuten ein weißes Tuch über ihn; darüber würde in einer halben Stunde ein Sarg aus Silber oder aus Glas werden. Genau wie im Märchen.

„Wie kann sich ein Mensch darüber wundern?" fragt Sanna Viklo. „Es ist das Leben!"

Sie kocht für beide das Essen und nimmt dazu von dem gefrorenen Fleische. Dann sitzen sie am Feuer, rauchen aus ihren Kalkpfeifen, und Sanna Viklo erzählt von Sommernächten, die so schön sind, daß ringsum Himmel ist und Sterne oben und unten im Meer.

„Kaum zu glauben", sagt der Mann, während Sanna Viklo nun in ihren groben Holzschuhen, die mit Schaffell gefüttert sind, hin und wieder geht.

„So betreiben wir hier unser Leben allein und unser Sterben."

„Wir da drüben auch", sagt Stamler.

Sie aber versteht ihn nicht ganz: „Es ist doch ein Unterschied."

„Hier riecht es nach Oel und See, dort nach Schweiß und Erde — das ist alles", sagt er und pocht den Kalkstummel an seinem getrunken Schuh aus. Dabei malt er mit den Kiefern; denn Sanna Viklos schwarzer Schiffertabak beizt ihm die Haut von der Zunge. Die Frau achtet nicht darauf. Und dann erzählt sie wieder von Schiffern und Schiffen, welche die See in den vierzig Jahren, in denen die Frau ihr zusieht, vor der Klippe durcheinander gehauen hat.

Mit diesem Gedanken geht er dann zu Bett. In den Nächten aber wacht er häufig auf und horcht in den Sturm. Dann ruft er hinüber zu Sanna Viklo: „Jetzt wird die See in die Hütte springen und wird sich zu uns ins Bett legen."

„Ah", sagt sie, „wie kann sich ein Mensch von solch nichtsnutzigen Sorgen um den Schlaf bringen lassen?"

„Auf Euch mag das zutreffen, Sanna Viklo; denn Ihr seid eine Kartenspielerin, die seit vierzig Jahren keinen anderen Partner gehabt hat als den Tod. Ihr spielt alle Tage mit ihm und gewinnt jedes Spiel."

„Nur beim letzten", sagt sie, „beim letzten bleibt er Sieger."

—⊡—

Stolz.

„Was für ein Landsmann sind Sie, Herr Mosebusch?"

„Ich bin aus dem ersten deutschen Bundesstaat."

„Also Preuße?"

„Nein. Anhaltiner."

„Wieso? Anhalt ist doch nicht der erste . ."

„Doch. Nach dem Alphabet . . ."

Verantwortlich H. Semmelmann, Altena. Druck und Verlag: B. A. Santz, Altena.

Der Malzzucker

Skizze von Oskar Maria Graf

Das war zutiefst im Winter, lange nach Weihnachten. Ich bin dazumal noch in die Schule gegangen und kann acht oder neun Jahre alt gewesen sein, als sich unsere Großmutter hat hinlegen müssen.

Ich kann mich noch gut erinnern. Der Kranken muß es vorgegangen sein, daß es jetzt in die Ewigkeit gehe, denn sie wollte sich absolut nicht ins Bett legen. Also hat man sie in den großen Sorgenstuhl gesetzt, Kissen hinter ihren Rücken hineingestopft und vorne, von einem Lehnenvorsprung zum andern, ein breites Leinentuch gebunden, damit sie nicht herausfallen hat können.

Ich hab' schon als Kind mollig-warme Stuben lieber gehabt, als das Freie. Und um diese Zeit, wo unsere Spielsachen von Weihnachten her noch nicht ganz demoliert waren, sind wir Geschwister meistens tagsüber in der „Großmutterkammer" gewesen. Anfangs wollten es Vater und Mutter nicht dulden; Sterbende aber mögen nicht gern allein sein, und unsere Großmutter war schon fast achtzig; sie verlangte stets nach uns und war schon wieder so wie wir Kinder. Und da durften wir jeden Tag zu ihr.

Das ging jetzt immer so: Wenn die Schule aus war, rannten wir um die Wette den verschneiten Hügelweg hinunter, kamen schnaufend zu Hause an, würgten das Essen hinunter und stürzten über die Stiege hinauf, in die Großmutterkammer.

Eigentlich erkundigten wir uns nicht einmal, wie es der Kranken ginge, und das schien ihr auch weiter nichts auszumachen. „Soso, seid's jetzt wieder da . . . Heut' hat's aber Schnee draußen . . Soso, kalt ist's, ja — jaaaa, Kinderlein, ja — jaaaa", brümmelte sie, und wir sagten auch ein paar ähnliche, gleichgültige Worte. Dann fingen wir zu spielen an. Ich stellte meine Bleisoldaten auf dem Boden auf, mein Bruder Lorenz legte sich flach hin und zeichnete in einem fort auf große, weiße Einwickelpapierbogen Landkarten, zog Schiffahrtslinien, entdeckte oder eroberte. Maurus, der älteste, las meist in der „Guten Stunde" oder in der „Gartenlaube", und meine Schwestern beschäftigten sich mit Puppen.

Es war wunderbar gemütlich. Schon in der Schule freuten wir uns auf die Stunden und hatten alle den Wunsch, dieses Kranksein möchte nur ja nicht aufhören.

Aber es war doch noch etwas, etwas ganz anderes, was uns zur Großmutter hinzog und was uns wiederum geradezu gierig wünschen ließ, sie möchte doch recht bald sterben. Nämlich — das Tütchen Malzzucker, das sie ständig hinter ihrem Kissen stecken hatte. Dieser Malzzucker, meine Herren, der war wirklich eine höllische Sache. Unsere Großmutter lutschte den ganzen Tag an so einem Stück und — sie hat uns sehr gern mögen, besonders meine Schwestern — mit diesem Malzzucker, da war sie der reinste Geizhals. Bettelten wir sie an, so wurde sie erst mürrisch und schließlich traurig, zum Schluß weinte sie gar wie ein beleidigtes Kind und verdarb uns dadurch alle Stimmung. Nicht um alles in der Welt gab sie uns je ein Stück davon. Absolut nicht.

Bei solchen Gelegenheiten fingen wir an zu streiten und beschuldigten uns gegenseitig; heimlich aber ärgerten wir uns nur, weil wir wieder nichts erreicht hatten.

Wenn aber ein Mensch — und bei Kindern ist das alles noch viel stärker — nur einmal durch Zufall auf ein Verlangen gebracht wird, ist's schon aus mit seiner Ruhe. Je mehr wir sozusagen der Verführung ins Netz kamen, desto mehr dachten wir darüber nach, wie wir den Malzzucker kriegen könnten. Gott hab' sie selig, unsere Großmutter, aber im Wachen über ihren Malzzucker war sie wie ein Satan.

Und — vielleicht kam das gerade davon — wir wurden zuletzt immer gieriger. In uns allen war nur noch ein Drang und ein Wunsch: Wie erwischen wir ihn. Wir sagten's einander nicht, nein, nein, nein, wir redeten nie davon, aber wir lasen's uns gegenseitig aus den Augen.

Endlich einmal wieder, als meine Großmutter langsam einzunicken schien, griff Eugen ganz sacht hinter die Kissen. Er tat's, und wir sahen alle wie gebannt auf ihn. Jetzt — jetzt mußte er die Tüte erreicht haben.

Und was glauben Sie, meine Herren, was in diesem Augenblick geschah?

Die Kranke reckte sich plötzlich, es riß sie zurück, dann sank ihr Kopf auf die Brust, Eugen zog schreckblaß die Hand zurück. „Du! Du!" fuhr meine Schwester ihn an und sah mit tiefster Verachtung auf ihn. Uns allen stand das Herz still, denn jetzt zuckte der ganze Körper unserer Großmutter noch einmal so schaurig zusammen, wieder hob sich ihr Kopf, wir sahen offen in ihre verdrehten Augen, ihr Unterkiefer klappte herab. „De — ö — o — öchch — ch — ch!" machte sie und rührte sich nicht mehr.

Ich habe in meinem Leben schon allerhand Aengste durchgelebt, aber die Angst, die wir damals alle zusammen gehabt haben, war die furchtbarste.

Unsere Großmutter hing steif herunter. Sie war tot. Wir wußten es alle, aber wir rührten uns nicht, wir atmeten kaum, wir warteten bloß so, wie wir waren.

An dem Tag aber habe ich zum erstenmal erfahren, daß der Mensch das Verlogenste und Scheinheiligste ist, was auf Gottes Erdboden herumläuft.

Einige Minuten nachher nämlich hörten wir die Tritte meiner Mutter die Stiege heraufkommen und sofort — wie verabredet — belebten wir uns alle zugleich und spielten wieder arglos mit allem Eifer, als sei gar nichts vorgefallen. Mit Gewalt gaben wir uns als die ahnungslos Heiteren, und — es gelang uns völlig. Unsere Mutter kam herein mit der Kerze, schaute auf die steife Großmutter und sagte stockend: „Ja! Ja — ja, um Himmels willen, ja! Ja, warum sagt ihr denn nichts! . . . Ja! Ja, die ist ja g'storben. Die ist ja tot!"

Und wir? ? Wir sagten gar nichts, standen auf schnitten betroffene, bestürzte Gesichter, falteten gewohnheitsmäßig die Hände und fingen endlich zu weinen an . . .

Es kann möglich sein, daß wir aus Schuldbewußtsein weinten, aber, wenn ich ganz ehrlich sein soll, ich, ich wenigstens dachte an den Malzzucker.

Als dann unsere Mutter draußen war, haben wir ihn doch herausgezogen, zwar zögernd und gar nicht mehr gierig, wahrscheinlich, weil uns doch unbehaglich war.

Oft, sehr oft im späteren Leben hab' ich an die Geschichte denken müssen, und stets, wenn ich so furchtbar weinend Trauernde um einen Toten sehe, muß ich mich ärgern über das Geflenne, denn oft wird's genau so sein, wie damals bei uns Kindern.

Ob es der Malzzucker ist oder etwas anderes, bleibt sich ziemlich gleich . .

—⊡—

Südsee

Skizze von Werner Lürmann.

Die Lagune glühte im Mittagslicht. Der gelbliche Korallensand warf die Glut hinauf in die Wipfel glanzgrüner Kokospalmen. Sonnensegel leuchteten auf dem Achterdeck des Küstenschoners „Elizabeth Grant". In den Laderäumen, deren Luken schon geschlossen waren, gor die Kopra. Die Stille brodelte. Glatt wie Oel lag das Wasser an den Bordwänden.

Als die Sonne gen Westen sank, erhob sich Kapitän Smith aus dem Deckstuhl. Der Schweiß floß über sein rotes Gesicht. Eben grellte die Signalpfeife des Steuermanns auf. Der Alte knurrte zufrieden vor sich hin. Können ablegen . . . dachte er. Verdammt soll die Sonne sein!

Knarrend stiegen an den beiden Masten die Segel hoch. Ein sanfter Wind wehte jetzt. Braune Männer kamen aus den Türöffnungen der Dorfhütten, sprangen die Leitern hinunter und drängten sich auf der Ladebrücke. Aus fallenden Schatten flogen Stimmen braunhäutiger Frauen.

„So ist das immer. Eine Insel gleicht der anderen . . ." sagte Steuermann Evans. Er lehnte neben dem Schiffer an der Reling. Der sah ihn kurz an: „Tja, mein Lieber! Warum, beim Teufel, sind Sie hergekommen?"

Leicht und schlank glitt der Schoner hinweg und drehte, Leuchten im Kielwasser, auf die Riffdurchfahrt zu. Vom Vorschiff schollen die Rufe der lotenden Matrosen. Vom Ufersand her brauste das Gejohle der braunen Männer und verklang wie unheimlicher Abendspuk.

Nachts, da die Freiwache schlafschend aus der Höllenglut des Logis an Deck kam und über ihnen das Glanzgewirr der Gestirne wandelte — in dieser Nacht auf dem Ozean, da der Schoner sich hob und senkte und aus der Ladung die Gier des Lebens aufquoll und sie alle verzauberte —, inmitten dieser Nacht geschah es, daß Smith eine schon gelb gewordene Ausgabe der „Sydney News" in die Hände geriet.

Auf der zweiten Seite sprang ihm das Bild des Steuermanns entgegen. Personalbeschreibung; und jetzt: „Wird wegen Mordes, begangen . . ." Des Alten Hände flogen. Er las zu Ende. Evans? Die beste Hand an Bord? Damit stürmte er schon nach oben und brüllte nach seinem Steuermann. „Ay, ay, Sir!" kam dessen Stimme von achtern.

„Hab' mit Ihnen zu reden!" sagte Smith mit gänzlich veränderter Stimme. Unter Deck hielt er Evans das Blatt vor. Der stand stumm mit finstern Brauen über den seltsam klaren Augen. Mit einem Male sackte sein Oberkörper über den Kartentisch. „Ich war von Sinnen damals, Kapt'n", flüsterte er hilflos.

„Kein Theater, Mann!" sagte Smith mit Verachtung. „Müssen in Eisen von Bord. Noch vier Tage bis dahin — solange mag alles beim Gewohnten bleiben. Verstanden?"

Evans riß es hoch: „Jawoll, Kapt'n!" Damit ging er zur Tür.

Smith verfiel in unruhigen Schlaf. Vor seinen Augen tanzten die eben gelesenen Druckzeilen. Eine Bucht tauchte auf. Im klaren Morgenlicht. Brandung donnerte an braunen Felsen. Ein Boot draußen im Meer. Drei Männer lagen zwischen den Duchten. Erschöpft, als hätten sie da wochenlang gelegen. In zerfetzter Kleidung lehnte ein Viertel am Mast, die Hände verkrallt ins Tauwerk, und stierte zum Land hinüber. Hin und her warf die Dünung das Boot. Wind sang und trieb es näher heran. Schiffbrüchige . . . Plötzlich, urplötzlich hob der am Mast eine Ruderstange hoch und schwang sie wie irrsinnig. Aus dem Boot taumelte einer empor, fiel zurück auf die Knie, kroch zum Mast, stand nun aufrecht und fiel dem, der die Stange wirbeln ließ, in die Arme. Das Boot schien zu kentern. Aber es tauchte wieder auf. Allein stand der Mann in der zerfetzten Kleidung und stieß schrille Freudenschreie aus. Und Smith sah sein Gesicht. Und darin seltsam klare Augen: Es war Evans' Antlitz! Bei Jonas! Evans' Gesicht! —

Der Steuermann war nach achtern gegangen. Beim Blick auf das Barometer erschrak er. Im selben Augenblick brauste eine Böe heran. Die auf Deck schlafenden Leute rollten durcheinander und sprangen verstört auf die Füße. In Lee kam Wasser über die Schanz. Evans war auf dem Posten. Das stehende

Tuch wurde geborgen, ehe der Hexentanz richtig losging. Wie ein Tier schnob der Schoner durchs Dunkle, klüfte schwer, gehorchte aber noch dem Ruder. Höchste Zeit vom Kurs abzufallen! Evans schaffte auch das. Als der Morgen heraufkam, tackte der Motor nicht mehr. Der Alte, der bei der zweiten Wache an Deck erschienen war, fluchte Tod und Pest. Half nichts. Sie trieben jetzt vor Topp und Takel. Böse sah es aus an Deck. Zwei Fuß Wasser standen im Raum.

Ein Wellenberg schmetterte den rothaarigen Matrosen Harry an die Wand des Deckhauses. Der Steuermann sprang hinzu und barg den Verletzten. Smith stand am Ruderhaus und sagte nichts dazu. Um Mittag konnte Evans zur Koje taumeln. Hier lag er mit brennenden Augen. Der ungeheuer brausende Sturmkreisel war vorübergezogen. Stille herrschte, Totenstille; nur die See ging noch haushoch.

Tagelang krochen sie und pumpten. Unbarmherzig glühte die Sonne. Die Kopra war naß geworden und gor stärker. Die Gefahr der Selbstentzündung lag drohend über dem Schiff. Kaum ein Windhauch ging. Und der Motor? — Ach Du lieber Himmel! dachte Evans; weiter nichts. In den Nächten der Ungewißheit konnte der Alte keinen Schlaf finden. Immer schwerer lag das Schicksal des Steuermanns auf seiner Seele. Dann machte er Licht, stand auf und tappte an Deck. Ging wieder nach unten, um kurz darauf von neuem an der Reling zu stehen.

Evans sah abwartend zu. Würde die Hasenpolizei ihn abführen? Aber — hatte er denn gemordet? Das war nicht wahr! Er und die beiden andern auf dem Boden des Bootes hatten sich mit knapper Not gerettet. Williams aber war tot. Ertrunken wie all' die andern vom sinkenden Schiff, deren Boot vor seinen Augen die See verschlungen hatte. Williams würde heute noch leben, wenn er dem Steuermann nicht in die Arme gefallen wäre, als dieser im Freudenrausch, Land zu sehen, die Ruderstange wirbeln ließ . . . Hier hielt Evans inne mit seinen Gedanken und betrachtete seine Hände. Dann gab er sich einen Ruck und ging nach vorn, wo sie den Matrosen Harry auf Taumerk gebettet hatten.

In der folgenden Nacht kam Smith wiederum an Deck. Evans lehnte an der Wand des Ruderhauses. Eine Zeit lang sah der Kapitän dem Rudergänger zu, guckte auf die leuchtende Kompaßscheibe und dann hinauf in den funkelnden Himmel. „Evans", sagte er dabei flüsternd, „tut mir mächtig leid um Sie . . ." Der Steuermann schluckte. „Gesetz ist Gesetz!" meinte er und schaute lange hinweg über die sternspiegelnde Meerfläche.

„Mann", fing der Kapitän wieder an, „morgen wird wohl diese Schneckenkrieche zu Ende gehen. Sind dann im Auslaufhafen und können die Kopra an den Europasteamer abgeben. Und dann muß ich meine Pflicht tun — —"

„Ist dann nicht mehr nötig, Kapt'n!" flüsterte Evans. In dämmerndem Licht lag das Deck.

„Was haben Sie vor?"

„Können sich's doch denken, Kapt'n", sagte Evans und zeigte über die Reling ins Ungewisse. „Da sind's viele auf dem Seemannsfriedhof."

„Tod und Pestilenz!" fluchte Smith. Dann zog er die Brieftasche aus dem Rock. Es kämpfte mit ihm. „Hier ist das Zeitungsblatt", preßte es hervor. „Und jetzt" — er zerriß es und warf die Fetzen über Bord —, „jetzt weiß ich nichts mehr, nichts mehr!" Dann nahm er zwei Finger an die Mütze, drehte sich herum und ging pfeifend von dannen.

Evans hielt die Reling umklammert. Es war hell geworden. Steuerbords voraus kam ein dunkler Streifen über dem Meer in Sicht. Evans schaute lange hin, bis der Rudersmann anfing zu glasen. Dann aber stand er aufrecht wie von jeher und schritt nach vorn, die Ablösung heraus zu rufen.

Der alte Wachtmeister

Skizze von Ernst Edler von der Planitz.

In der Petrigasse stand Fräulein Annemarie Runke am offenen Fenster ihres Parterrestübchens und begoß die rotglühenden Geranienstöcke ihres Blumenbrettes. Fiffi, ihr Pinscher, saß neben ihr auf dem Fenstersims und dugte mit kampflustigen Blicken nach einem offenen Fenster im ersten Stock des gegenüberliegenden Häuschens, wo der Kopf eines alten Pudels sichtbar war, der neben seinem Herrn angelegentlich auf die Gasse herab blickte. Die Petrigasse, wohl das älteste und engste Gäßchen von Altberlin, ist mit seinen windschiefen Giebelhäuschen, handbreiten Bürgersteigen und seinem Fahrdämmchen so eng, daß man sich über die Gasse herüber die Hände schütteln kann. Kein Wunder, daß Herr Pollke, pensionierter Wachtmeister der Gardedragoner, wenn er sich, wie jetzt eben, ins Fenster legte, bequem jeden Knopf studieren konnte, den da unten Fräulein Runke an ihrer Jacke trug, oder die Groschen bequem mitzuzählen vermochte, die sie auf dem Fensterbrett aufreihte, ehe sie einholen ging. Und wenn sie dann nach Hause kam und ihre Markttasche auskramte, so konnte Herr Pollke genau sehen, was Fräulein Runke eingeholt hatte: eine Tüte vom Kaufmann, einen Kohlkopf aus dem Grünkramkeller und eine Flasche Bier vom Budiker.

Wenn Pollke, die Pfeife im Mund, seinen Pudel zur Seite, die Ellbogen auf dem Fensterbrett aufgestemmt, seiner Nachbarin zusah und auf den Augenblick wartete, in welchem diese den Kopf hob, so daß er ihr den gewohnten „Guten Morgen" zurufen konnte, für den sie dann mit einem freundlichen Kopfnicken dankte, so kam ihm jedesmal der Gedanke, daß es doch eigentlich viel gemütlicher wäre, wenn er, der alte einsam hausende Junggeselle, da unten in der Stube sitzen und gemeinsam mit dem alten Fräulein die Flasche Bier trinken und mit ihr dazu einen Hering oder einen Käse verzehren könnte, den er gerne zu spenden bereit war. Auch für Pfaff, seinen Pudel, würde das Leben viel lustiger sein, wenn er mit dem Pinscher, seinem Freund, in der Stube unterm Tisch liegen oder mit ihm aus einer Schüssel fressen könnte. Die Freundschaft zwischen Pfaff und Fiffi war ja längst unzerreißbar, aber sie beschränkte sich doch nur auf die Gasse, wenn Herr Pollke mit seinem Pudel spazieren ging und Fiffi dann am Fenster ein rasendes Bellen begann oder wenn das Fenster offen stand und Fiffi über die Geranientöpfe hinweg auf die Gasse springen und mit Pfaff ein regelrechtes Kampfspiel beginnen konnte. Dann kam es wohl vor, daß Fräulein Runke aus dem Fenster ihrem Fiffi rief und Herr Pollke mit einem nachbarlichen Gruß die Mütze lüftete. Aber weiter war man bisher nicht gekommen.

Nicht weniger als seine Einsamkeit da oben in der stillen Stube reizte den alten Soldaten zu solchen Betrachtungen die ersichtliche Ordnung und Reinlichkeit bei der Nachbarin. Da hatte alles seinen Platz, seine Zeit, seine Gewohnheit. Um sechs Uhr stand Fräulein Runke auf, um sieben Uhr frühstückte sie, um acht Uhr räumte sie die Stube auf, um neun Uhr las sie am Fenster ihre Zeitung, um zehn Uhr ging sie einholen, um elf Uhr kochte sie. Und so Tag für Tag. Für das Herz eines alten Wachtmeisters war sie geradezu ein Labsal, diese Uhrenpünktlichkeit, die genau wie in der Kaserne alles regelte, ordnete, schichtete, während er mit seinem Pudel hier oben ohne Putzfrau und Schwadron sich ganz verloren vorkam, seitdem es für ihn nichts mehr zu kommandieren, zu revidieren, zu notieren und rapportieren gab.

Pollke stieß ein paar mächtige Dampfwolken aus, fuhr sich mit der Rechten über die Haarstoppeln und strich sich den weißen Schnurrbart, dann musterte er zum so und so vielten Male seine Nachbarin am Fenster.

Fräulein Annemarie Runke war trotz ihres grauen Scheitels vom besten Ansehen. Immer sauber und geschmackvoll gekleidet, als ob sie jede Minute Besuch erwarte, immer von Arbeit in Anspruch genommen, niemals mit Nachbarsleuten klatschend und herumstehend, war sie das Urbild der stets tätigen, stets anmutigen, stets das Leben freundlich erfassenden und angenehm gestaltenden Berlinerin.

„Zum Donnerwetter, das mußte doch zu machen sein! Bei Verdun hatte er mit vier Mann eine ganze feindliche Kompagnie in einem Schützengraben gefangen genommen. Diese alte Dame mußte doch sicher auch ihre schwache Seite haben."

Und dann rauchte er wieder. Fiffi drüben bellte herauf, und Pfaff bellte hinab, und es war ein Heidenspektakel, bis die Nachbarin das Fenster schloß und zum Kochen ging; denn es war elf Uhr.

Eine Viertelstunde später pochte es an die Küchentür, und als Fräulein Runke öffnete, stand Herr Pollke da.

„Lassen Sie sich man nicht stören, Fräulein Runke, aber ich komme nur wegen Ihrem Fiffi und will Ihnen sagen, Sie möchten das liebe Tierchen nicht mehr so viel ans Fenster oder gar auf die Gasse lassen; denn Ende nächsten Monats ziehe ich nach Charlottenburg und wenn mein Pfaff so mit einmal verschwunden wäre, würde Ihr Fiffi das kaum aushalten und schließlich krank werden. Wir hatten einmal bei unserer Schwadron einen Gaul, der hatte sich so an seinen Stallnachbar, einen Schimmel, gewöhnt, daß er an einem Herzkrampf starb, als der Schimmel ausmontiert wurde."

„Ist's zu glauben?" rief das alte Fräulein. „So was kommt vor?"

„Ja, bei den Hunden soll es noch viel schlimmer sein, am schlimmsten bei den Pinschern."

Fräulein Annemarie Runke sah den Redner forschend an: „Aber wozu ziehen Sie denn? Bleiben Sie doch, Herr Pollke! So eine nette Nachbarschaft kriege ich nicht wieder."

„Geht nicht, Fräulein Runke, geht nicht, Fräulein Runke, geht wirklich nicht, Fräulein Runke. Ich habe dieses Alleinwirtschaften satt. Ich bin gewohnt, Menschen um mich zu haben, zu mindesten einen. Und darum ziehe ich zu einem alten Kameraden nach Charlottenburg."

„Haben Sie schon gemietet?"

„Nein!"

„Na, wissen Sie was, wenns nicht gerade ein Kamerad sein muß . . . Ich bekomme jetzt Ende des Monats dahinten eine schöne Stube frei, denn meine Nichte macht nach Halle."

„So, Sie haben eine Stube, und Sie haben eine Nichte, und Sie würden mich nehmen und für mich kochen und so?"

„Warum nicht? Es ist doch etwas ganz anderes, einen Mann um sich zu haben und für ihn sorgen zu können als für so eine naseweise Nichte. Und wie ich koche, sollen Sie gleich erfahren. Kommen Sie herein, Herr Pollke, heute gibts Königsberger Klopfe." — —

Ein Vierteljahr später erhielt Herr Wachtmeister a. D. Fritz Pollke von seinem ehemaligen Rittmeister folgendes Schreiben: „Ich beglückwünsche Sie, alter Pollke, und lege Ihnen einen Fünfzigmarkschein bei. Kaufen Sie sich dafür, was Ihnen und Ihrer Braut am meisten Vergnügen macht! Wenn Ihre Annemarie ebenso stramm im Eheregiment sein wird wie Sie ehedem in der Schwadron, dann habt Ihr Gottes Segen."

In der Frühe des anderen Tages um sechs Uhr fuhren sämtliche Bewohner der engen Patrigasse mit den Beinen aus den Betten und mit den Köpfen aus den Fenstern. Vor dem Haus des Fräulein Annemarie Runke stand eine vollständige Regimentsmusik und brachte dem jungen alten Brautpaar ein Morgenständchen. Die Haustür war mit einer Girlande geschmückt, und auf der Schwelle standen zwei Hunde mit mächtigen Schleifen am Halsband: Fiffi, der Pinscher, mit einer blauen, und Pfaff, der Pudel, mit einer roten, und starrten und staunten in den musikalischen Lärm, der da vor ihrem Hause tobte. Und als das Ständchen zu Ende und die Musikbande abmarschiert war, kamen in Schritt und Tritt die ehemaligen Kameraden der Schwadron in Gehrock und Zylinderhüten, um ihrem Wachtmeister an seinem Ehrentag das Geleite zur nahen Petrikirche zu geben, wo das Paar getraut wurde.

Am anderen Tage, als Herr Wachtmeister Pollke und seine Annemarie beim Frühstück saßen, fragte die letztere: „Sag' mal, Fritz, wie war das eigentlich damals mit deinem Umzug und dem Kameraden in Charlottenburg? Unter deinen Kameraden gestern habe ich keinen aus Charlottenburg gesehen."

„Wie sollte denn? Ich habe ja gar keinen Kameraden in Charlottenburg."

„So, keinen Kameraden in Charlottenburg? Na, dann will ich dir was sagen, Fritz, ich habe auch keine Nichte. Die Stube machte ich erst frei und für dich zurecht, als du kamst und sagtest, du wolltest nach Charlottenburg ziehen, und weil ich merkte, daß du schwindeltest, schwindelte ich auch; denn es war höchste Zeit, daß die Geschichte nicht nur zwischen Fiffi und Pfaff, sondern auch zwischen uns ins Reine kam."

Die Silbermöve

Skizze von Ernst Otto Reidhard.

Nur wer die herzbeklemmende Einsamkeit der weit in den Ozean hinausgeschobenen letzten Klippen des nordwestlichen Frankreichs kennt, vermag sich ein Bild von der Melancholie zu machen, die hier den Hüter des Leuchtfeuers in endlosen Tagen und Nächten befällt. Darum nennen die Seeleute den Mann auf dem Turme „den Wächter des Unendlichen".

Ein Alter, der zur Fahrt nichts mehr taugt, versieht gemeinhin diesen verblödenden Dienst, von einem halbwüchsigen Jungen, der ihm die notwendigen Handreichungen leistet, bedient.

Auf Kap Tevennec war Kerroc der Alte und Redec der Junge.

Infolge der Sturzflut, die ihnen jetzt den Weg in das nächste Fischerdorf abschnitt, waren sie nun schon seit vierzehn Tagen auf die Vorräte angewiesen, die in der Kammer lagerten. Konserven, Mineralwasser, Schiffszwieback. Vor allem dieser war für den Alten eine harte Nuß, denn er hatte nur noch wenige Zahnstümpfe im Munde.

Redec, der Fünfzehnjährige, sann auf Abhilfe. Eben trat er in das kreisrunde, fast ganz von dicken Glasscheiben gebildete Turmgemach, in dem der Alte vor dem Feuer saß, und rief: „Dem hätten wir für heute glücklich abgeholfen, Vater Kerroc!" Mit diesen Worten brachte er eine gebratene Silbermöve zum Vorschein.

Dem Alten wäre um ein Haar die Tonpfeife aus dem zahnlosen Munde gefallen. Sein Kahlschädel wackelte hin und her. „Keinen Bissen davon!" verwahrte sich Kerroc.

„Aber ich habe sie doch um Euretwillen erschlagen und gebraten."

„Man darf diese Vögel nicht töten."

„Warum denn nicht? Es sind doch Tiere wie alle anderen."

„Eben nicht!"

Kerroc hüllte sich wieder in tiefes Schweigen. Aber Redec zog sein Messer aus der Tasche und zerlegte den Vogel. Dabei schob er dem Alten die fleischigsten Stücke zu.

Und nun selber an einem Bein des Tieres kauend, ermunterte er: „Probiert einmal, Vater Kerroc!"

Und wirklich. Auch der Alte vermochte sich nun nicht länger zu enthalten. Schweigend leerte er die Schüssel, in der Redec die faden Bohnen mit den Fleischstücken vermengt hatte. Und als er damit zu Ende war, wiederholte er: „Man soll diese Tiere nicht töten, geschweige denn essen, Junge!"

„Warum soll man das nicht?"

„Weil die Seelen der im Meer ertrunkenen Seeleute in diesen Tieren wohnen, Redec."

Zuerst starrte der Junge den Alten ganz entsetzt an. Dann aber sagte er: „Das ist doch Larifari, Vater Kerroc."

Da kam Leben in die Züge des Alten.

„Höre, Junge!" begann er. „Weil Du meinen Worten keinen Glauben schenkst, will ich Dir die Geschichte erzählen. Die von Timm Pottje, dem Holländer, die ich noch keinem Menschen anvertraut habe. Ich bin damals ein blutjunger Fant von neunzehn Jahren gewesen. Heute zähle ich 76, es ist also schon reichlich lange her . . Ich hatte mich in Amsterdam anheuern lassen, ich war Matrose auf der ‚Padang', einem alten Sarge, der auf dem Zuiderzee fuhr. Er versah den Passagierdienst zwischen den Inseln, sammelte die Tonnen mit den gesalzenen Sardellen und brachte sie auf den Markt in die Stadt. Timm Pottje hatte Muskeln wie Stahl. Aber Piet Vleet, der niemals mehr aus Südamerika zurückkam, war auch ein Hüne gewesen, der seine Zweizentnertonne ohne Hilfe glatt auf die Schulter hob. Die beiden lagen sich wegen des blonden Trinje vom Eiland Marken in den Haaren. Es ist mir, als ob es heute gewesen wäre, Junge, wir hielten Kurs auf Monnichendamm. Wir waren zu dreien: Piet Vleet, Timm Pottje und ich . . Ich glaube, die Stelle, wo es geschah, könnte ich Dir heute noch zeigen. Es war grauenvoll. Piet hielt Timm Pottje über den Rand des Schiffes. Wie zu Stein war ich erstarrt. Ich weiß nur noch, daß der rasende Piet mit einer Eisenstange auf Timms Hände schlug, mit denen er sich an der Reling festgeklammert hatte, daß Timm blutend in den Wellen versank, daß ich Piet schwören mußte, kein Wort verlauten zu lassen, nachdem wir uns eine plausible Erklärung für das Verschwinden unseres Kameraden ausgeheckt hatten. Diesen Schwur habe ich bis zur Stunde gehalten, Redec! Aber wer Zeuge solcher Tat geworden ist, der hat allen Grund, keinen dieser Vögel zu töten oder gar von einem solchen zu essen. Und nun habe ich es doch getan!"

Kerroc brach ab. Draußen tobte der Sturm. Mit der fortschreitenden Nacht schien sich der Regen in eine wahre Sintflut zu verwandeln. Gespensterhaft tanzte der Schein des Leuchtfeuers durch die Wasser der Tiefen und Höhen. Und plötzlich! Was war das? Das Feuer verdunkelte sich. Riesige Schatten fielen über seinen Glanz. Kerroc schrie auf: „Heilige Jungfrau, Timm Pottje!"

Die fast fingerdicken Scheiben klirrten. Es war, als geschähe, was noch nie geschah, daß der Sturm auch diese zerbrach. Aber nein! Noch vernahm Redec den Schrei des Alten: „Wirf Dich auf den Boden, Junge, die Augen, die Augen!"

Dann wurde es auch um ihn finstere Nacht. Das schlug und klatschte, das klatschte und schlug. Hunderte, Tausende von Flügeln, die das Feuer von Tevennec verdunkelten. Eine wahre Wolke Seevögel, die der Sturm erfaßt hatte und die nun in das Gemach des Turmes fielen, die dicken Scheiben gleich einem Nichts zerbrechend.

„Timm Pottje!" Kerroc, der den Namen des Ertrinkenden noch einmal voll Schauder in die grauenvolle Nacht des Sturmes schrie, lag am Boden. Aber Redec hatte noch glücklich eine Eisenstange erfaßt und hieb damit blindlings auf die Tiere ein, die ihm rasend vor Schmerz und Todesangst das Gesicht mit ihren scharfen Schnäbeln zerhackten.

Der Junge watete im Blut. Aber die vom Ozean hereinziehende Wolke ward dichter und dichter. Tausende und Abertausende von Vögeln . . . Timm Pottje!

Erst nach vierundzwanzig Stunden legte sich der Sturm. Das Wachkommando an der Küste hatte bemerkt, wie das Leuchtfeuer auf Tevennec versagte, und sandte ein Schiff zur Hilfe aus.

Kerroc und Redec wurden gefunden. Der Alte, keines Wortes mehr mächtig, war erblindet. Die spitzen Schnäbel hatten seine beiden Augen durchstoßen. Der Junge war durch den Blutverlust vollkommen erschöpft.

So brachte man sie in's Krankenhaus. Dort blieb es den Aerzten und dem Pflegepersonal ein ewiges Rätsel, warum der seiner Augen beraubte Alte immer und immer wieder nach Timm Pottje schrie.

Die letzte Fahrt

Skizze nach Akten der russischen Geheimpolizei.
Von Ferdinand Aumeister.

„Herein!" Der Kriminalkommissar betrachtete die Dame erstaunt, die so stürmisch angeklopft hatte und nun in sein Amtszimmer eilte. Natalia Nikischka war sehr schön, sehr blaß, sehr erregt.

„Herr Kommissar, man hat mir meinen Sohn geraubt. Er ist heute früh zur Schule gegangen und nicht heimgekehrt. Mitschüler haben gesehen, wie er mit einem Herrn ein Auto bestieg, das rasch davonfuhr. Ich bin unglücklich! Mein Gatte ist in diesen Tagen in Geschäften in Deutschland. Was soll ich ihm sagen?"

Weil der Kommissar glaubte, es handle sich um ein Liebesdrama, richtete er seine Fragen danach ein. Natalia Nikischka war eine jener Frauen, die tiefe Leidenschaften erregen. Aber sie beteuerte, daß sie einen Mann nie ermutigt habe und nicht ahne, wo sie die Ursache zu der Kindesentführung suchen solle. Ihre Ehe war glücklich. Der Kommissar versicherte: „Es wird alles geschehen, was nach Lage der Dinge möglich ist.

Als Natalia Nikischka nach Hause kam, fand sie im Vorplatz einen Brief, der zwischen Tür und Schwelle eingeschoben worden war. Sie riß den Umschlag auf und las: „Um elf Uhr in der kommenden Nacht werden Sie Nachrichten über Ihren Sohn erhalten. Besteigen Sie das gelbe geschlossene Auto, das um diese Zeit vor Ihrem Hause wartet! Der Chauffeur hat den Auftrag, Sie zum Kaffeehaus zu fahren. Falls Sie die Polizei von diesem Brief in Kenntnis setzen, werden Sie Ihren Sohn nie wiedersehen."

Erschüttert sank Frau Nikischka in den Sessel und starrte auf die Schrift. Es gab keinen Ausweg. Es ging um das Leben ihres Kindes. Sie mußte gehorchen.

Eine Stunde vor Mitternacht hielt der gelbe Wagen vor ihrem Hause. Mit verzweifelter Entschlossenheit warf Natalia sich hinein. In rascher Fahrt ging es zum Kaffeehause Lukitsch. Dort stieg der Chauffeur aus; ein anderer nahm seinen Platz ein. Nun durcheilte der Wagen Gegenden der Stadt, die Frau Nikischka unbekannt waren, und hielt vor einem dunklen Gebäude. Der Chauffeur öffnete den Schlag, geleitete sie zu einem Saal im Erdgeschoß und schloß die Tür hinter ihr. Im Saal saßen drei Männer mit schwarzen Masken um einen Tisch. „Nehmen Sie Platz", sagte der eine, „und hören Sie! Ihr Sohn ist in der Gewalt von Männern, die vor keiner Tat zurückschrecken. Ihr glühendster Verehrer, Natalia Nikischka, ist der Oberst Tschekoff. Sie werden ihm schreiben, daß Sie ihm morgen nacht um elf Uhr am Wolfsbrunnen hinter dem Museum ein Stelldichein geben. Das gelbe Auto wird Sie an Ort und Stelle bringen. Sie fordern Tschekoff auf, zu Ihnen in den Wagen zu steigen, der sofort abfahren wird. Wohin, danach haben Sie nicht zu fragen . . . oder Ihr Sohn ist verloren. Gehorchen Sie, dann werden Sie ihn innerhalb der ersten fünf Minuten wiederhaben, in denen der Oberst Tschekoff bei uns ist. Sind Sie damit einverstanden?"

„Ja!" sagte Frau Nikischka kaum wahrnehmbar; denn das Herz preßte sich ihr zusammen. „Und wenn der Oberst nicht zum Stelldichein erscheint?" fragte sie mit zitternder Stimme.

„Er wird erscheinen! Seine Leidenschaft für Sie ist zu groß."

Die Tür des Saales öffnete sich. Der Führer des gelben Wagens geleitete sie wieder hinaus. Die Gedanken jagten sich hinter ihrer Stirn. Aber das eine ward ihr klar: Es handelte sich hier um eine jener politischen Tragödien, die in dieser Zeit nicht selten waren. Und während sie durch den finsteren Gang des Hauses schritt, von dem sie nicht ahnte, wo es zu suchen wäre, riß sie das Kettchen mit dem goldenen Herzen vom Hals und ließ es auf die Fliesen gleiten. Es war ein heiliges Andenken mit dem Bilde ihrer Mutter; der Rückdeckel trug die Worte eingeschnitten: Der Finder dieses, der es Potrovskystraße 17 abgibt, erhält 300 Rubel". Der gelbe Wagen brachte sie heim. Noch in der Nacht schrieb sie das Kärtchen an den Oberst. Dann fand sie lange den Schlaf nicht und hatte gespenstische Träume. Am Morgen meldete sich ein junger Mann bei ihr, der ihr das goldene Herz am Kettchen brachte. „Sie haben mir einen großen Dienst geleistet", sagte sie, „wo hatte ich das teure Andenken verloren?" Der Finder nannte ihr die Straße und beschrieb ihr das Haus sehr genau. Dann gab sie ihm den versprochenen Lohn. Die Stunden dieses Tages hatten bleierne Sohlen. Nach Tisch schickte der Oberst die Antwort auf ihr Kärtchen: er nahm die Einladung mit Worten glühender Verehrung an. Und wie der Abend dämmerte, rief sie den Polizeikommissar an: „. . . aber kommen Sie sofort und zwar verkleidet! Mein Haus könnte bewacht werden". Der Kommissar erschien. Sie hatten ein langes geheimes Gespräch miteinander.

Langsam, langsam rückte der Zeiger auf die Stunde vor Mitternacht. Der gelbe Wagen kam und brachte Natalia Nikischka zum Brunnen hinter dem Museum. Dort wartete der Oberst, stieg zu ihr in den Wagen, ergriff ihre Hände und küßte sie. Nach langer Fahrt hielt das Auto vor dem geheimnisvollen Hause, in dem Frau Nikischka in der vorigen Nacht gewesen war. Der Chauffeur geleitete beide in den Saal, in dem die drei Männer am Tische saßen — wie gestern, aber sie trugen heute die Masken nicht.

„Natalia Nikischka, es wartet jemand draußen auf Sie", sagte der Sprecher und gab ihr einen Wink mit den Augen.

Da legte Natalia dem Oberst die Hand auf die Achsel. „Ich bitte, mein Freund, gedulden Sie sich einen Augenblick!" sagte sie und ging mit beflügeltem Schritt hinaus. Der Chauffeur führte sie zu dem gelben Wagen. Darin fand sie ihren Sohn. „Cyrill, mein Cyrill!" Aber während sie ihre Arme um ihn schlang, klappte der Schlag hinter ihr zu, und das Auto glitt lautlos von hinnen. Da hatte im Saale die Tragödie bereits begonnen.

Drei Dolche lagen auf dem Tisch. „Verräter Tschekoff, Sie stehen vor dem Blutgericht der Brüder mit der schwarzen Maske. Sie sind hierhergebracht worden, Ihre Schuld zu bekennen und zu büßen. Haben Sie geschworen . . ."

Tschekoff ließ ihn nicht ausreden. „Jawohl, geschworen, die Verschwörerbande der schwarzen Maske zu vernichten!" schrie er und riß den Säbel aus der Scheide. Die drei Männer sprangen auf, stürzten sich mit blanken Messern gegen ihn. Blut floß. Tschekoff erhielt einen Stich in die linke Wange. Im Handgemenge zerrachte der Tisch; die Stühle prasselten durcheinander. Plötzlich . . .

Die Tür sprang auf. Der Polizeikommissar und sieben Polizisten mit erhobenen Revolvern drangen herein. Der Befehl „Hände hoch!" donnerte durch den Saal. Fünf Minuten später stiegen die Brüder von der schwarzen Maske in den hölzernen Gefangenenwagen.

Der Inder

Erzählung von Liesbet Dill.

„Sie mögen daran glauben oder nicht, meine Damen," sagte der Inder, „die Lebenskunst kommt aus Asien und ist älter als das Christentum, die Philosophen der Griechen haben sich mit ihr beschäftigt. Und obwohl schon im Jahre 315 die Kirche Edikte gegen ihre Ausübung erließ und im 15. Jahrhundert die Chiromanten als Zauberer und Hexen verbrannt wurden, obwohl König Georg IV. sie mit Gefängnis und Pranger bestrafte, die Wissenschaft hat sich bis heute erhalten. Für mich sind die Hände der Menschen alles. Ich sehe mir nur ihre Hände an und weiß, was ich wissen will. Es gibt natürlich auch uninteressante Hände, in denen nichts steht, die Hände einfacher Naturen, deren Weg gradlinig ist, aber es ist durchaus nicht gesagt, daß z. B. eine glatte Hand mit wenigen Linien ein glattes, ereignisloses Leben verrät . . ."